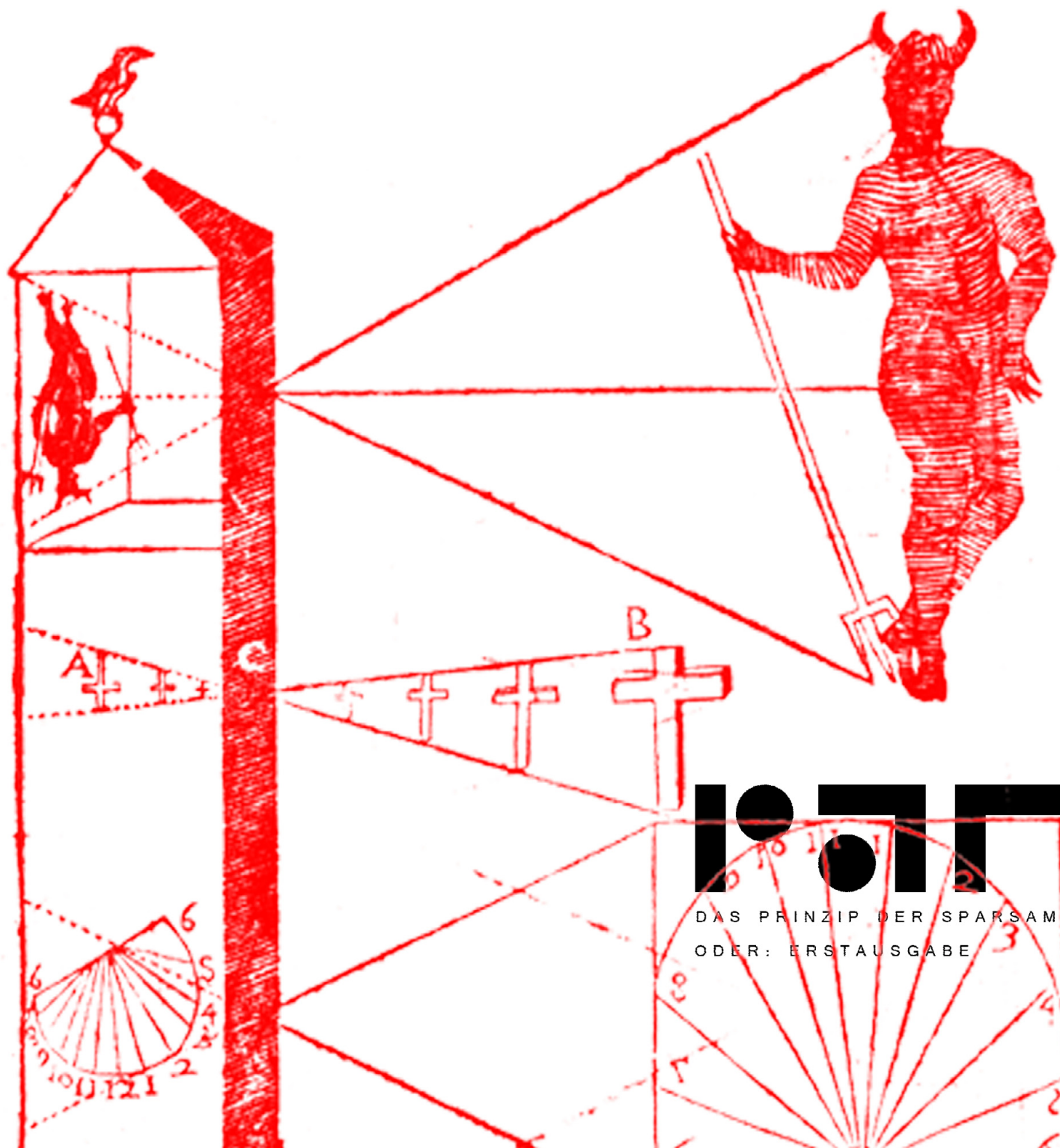






1077

DAS PRINZIP DER SPARSAMSTEN ERKLÄRUNG
ODER: ERSTAUSGABE

INHALT

Failure Notice	4
Philip Pfaller: Heute Riesen	5-7
<i>Fortsetzungsgeschichte</i>	
Wolfgang Vogel: Weinlese	8-9
<i>Fototext</i>	
Fabian Bross: Hauke Rabauke	10-12
Elias Kreuzmair: Über die Empfindlichkeit	13-15
<i>Essay</i>	
Markus Michalek: Fakt und Fiktion – das Ende einer Romanfigur	16-17
Wolfgang Vogel: Myriam	18-23
Impressum	24





FAILURE NOTICE

Liebe Erlöserinnen und Erlöser,

der Teufel steckt in dieser Erstausgabe. Er und ich wollen, dass Du diesen Text ausdruckst, weiterverbreitest und eine Ausgabe unter Dein Kopfkissen legst. F.B.

Wir können nur wiederholen, was alle vor uns gesagt haben. Wir sind nur anders. Um Erdenzeitalter älter in unserer Neugeburt. Aber das ist nicht unser Problem. E.K.

Literatur beginnt erst dort, wo Wirklichkeit endet. An ungeraden Tagen gilt es deshalb als en Vogue, zwei verschiedene Paar Socken zu tragen. Eine Erklärung. M.M.

Kumbaya. So soll es nicht enden; und wenn man es genau nimmt, sind wir alle nur zum Fressen da. Und eigentlich hab ich Hemmungen. P.P.



Heute Riesen

Philip Pfaller

Seit Wochen schläft Pierre in den Tag hinein. Zimmerdecke. *Oh scheiße, mein Arm!* Wild tastet er und verschluckt sich beim Atmen. *Ich dreh noch durch. Zum Glück ist das meine weiße Decke. Schmutzige Ecken, ich liebe euch. Der Arm ist noch da. Kein Stumpf. Scheiß Krieg; der drängt sich schon wieder auf.* Dieser Krieg ist überall und nirgends. Und angegriffen wird jeder, auch wenn es die Meisten zu Beginn nicht bemerken; bis dann die erste Bombe explodiert.

Seit er sich verabschiedet hat, geht das fast jede Nacht so. Raus aus der Welt, mit dem Geld seiner Eltern. Nun tut er absolut nichts, außer sich zu betrinken. Freie Bahn der Selbstaufgabe. Schnellstraße der Egalität. Warum war ich eigentlich nackt, denkt Pierre; seit dem Wochenende, jeden Morgen und lächelt dabei.

Sie hatten sich am Ufer eines kleinen Sees getroffen. Begonnen hatte der Abend wie so oft in der *Säge*. Wütende Schnäpse wurden getrunken. Sie schmeckten nach Arbeitslosigkeit und Zorn. Der Hass brannte ihnen in den Kehlen und Pierre bezahlt diese Wut. Als sie dann auf der Straße waren, gesellten sich immer mehr dazu. Er wolle bei dem ganzen Irrsinn, schon lange nicht mehr mitmachen, hatte einer gesagt. Auch Pierre. Auch er schiss auf die Anforderungen und Aufgaben, die er übernehmen sollte. Die meisten, wichtigen Veränderungen kommen nicht mehr durch die Vordertür und stellen sich vor, sondern sickern wie Ne-

Fortsetzungsgeschichte: Teil I

bel in die Gesellschaft. Ich habe schon immer hingesehen, doch konnte ich noch so aufmerksam sein, in der Dunkelheit wurde ich überrascht. „Wenn niemand mehr den Überblick hat, verselbstständigt sich das ganze System“ hatte Pierre gerufen und sich dabei fast hilflos gefühlt – aber eben nur fast. Jetzt steht der Krieg vor den Grenzen und schickt sich an, die Ordnung zu ficken. Hier springt er ab. Er macht schon vorher Schluss. „Warum sich noch kümmern?!“ hatten sie im Chor gerufen. Der Ort der absoluten Resignation wurde vom Wind in leichten Wellengang versetzt, das Wasser des Sees kräuselte sich leicht. „Auflehnen ist gut, wenn du weißt warum und gegen wen eigentlich. Wer nicht mitspielen darf, verlässt den Platz mit hängendem Kopf“ so ähnlich hatte Pierre zu diversen Mädchen gesprochen. Und manche damit beeindruckt.

Heute ist ein Tag. Was für einer auch immer. Sturzbetrunken kommt er nach Hause. Fällt in Klamotten auf das Bett. Im Traum findet er sich wieder in einer bizarren Abart Fontane'scher Familiengeschichten. Liebt stolze Bürgerstöchter und hetzt sich schier zu Tode um den perfiden Bräuchen dieser Menschen zu entsprechen. Arbeitet ehrlich, liebt leidenschaftlich brav und aufrichtig, leitet Unternehmen und ist rechtschaffener Familienvater. Als alles gut scheint, die Geschäfte laufen, die Schwiegerväter zufrieden sind, Ehen und Fundamente und Werte massive Dächer sind, greift er sich versehentlich gern an den Schwanz. Alles ist hin.



Fortsetzungsgeschichte: Teil I

Pierre erwacht. Ein schrecklicher Kater und diese verfluchten braven Weiber bereiten ihm Schmerz und er wünscht sich augenblicklich nur noch Huren auf der Welt. Er will sich entspannen, den Schmerz vertreiben, doch von unten dringt Lärm herauf. Rufen und Lachen von den Geschwistern, die er missachtet, für ihren Fleiß. Früher war er neidisch auf ihre Farben, die Farben, die man ihnen geschenkt hatte, ihr Leben zu malen und nicht so ein Grau, in dem er sich wähnte. Das immer da zu sein schien und auch die schönen Ecken seiner Erinnerung befleckte, anspritzte wie Scheiße, die immer weiter ihren widerlichen Gestank verbreitet. *Jetzt habt ihr das Grau und ich lebe in Farbe.*

Während sich seine Gedanken weiter um sein Leben drehen, hat er ein Stück Papier vom Tisch genommen. Er zerknüllt es in den Händen mit seinen dicken Fingern, zupft es wieder auseinander und reißt kleine Risse in die Ränder. Dann reißt er sich zusammen, springt auf und gedenkt beim Ankleiden doch der Widerwärtigkeit, seiner immer lächelnden Familie gleich ins Gesicht sehen zu müssen. Nach Außen immer den korrekten Sohn spielen, so lange die Tür nach draußen führt und er innen im Leib des Vaters steckt. Wer zu faul zum Arbeiten ist, muss sich sein Leben eben anders verdienen. Nett und brav sein geht nach einer halben Flasche Wein sowieso einfacher. *Schnell noch Mittagessen. Ja, gut. Gut, wie immer Mama. Ja lieb, dass du dir so viel Mühe machst. Ich geh raus.*

Weindurchtränktes Gehirn. Die Flasche lässig an der Seite, wie ein verlängerter Arm, den man in sich reinstecken kann, der einem den Magen rührt und bis zum Schwanz reicht. Ihn kitzelt und steif macht. Trunkenheitsgeil steht Pierre also mitten auf dem Beethoven-Platz und starrt die Leute an. *Runterkommen, einen Kaffee-to-go und erst einmal auf den Brunnenrand setzen.* Die Gedanken sind ausgetauscht gegen Schaltkreise, die einfach funktionieren wollen, nur funktionieren und auch funktioniert leben. Schaltkreisleben. Leidenschaft gegen Lebenslauf getauscht.

Reiche Eltern sind was Tolles! Er schlendert die Weihstraße hinauf und stöbert in der Bücherkiste eines Antiquariats. Fast ausgestorbene Fixerstube für die Intellektuellen. Und jeder redet vom Krieg, der zweifellos bald die Stadt erreichen wird. *Vielleicht noch drei Wochen. Vielleicht sollten wir den ganzen Scheiß einfach anzünden, wie irgendwann in Moskau, Krieg und Frieden.*

Er legt das Buch wieder hin. *Oder haben sie die Stadt nur verlassen? Weiß nicht mehr.* Mittlerweile ist es früher Nachmittag und Pierre geht zu Fuß zur Säge. Macht ja erst in zwei Stunden auf. *Aber vielleicht ist Kemal ja schon da.* Der Weg führt durch goldene Straßen und backsteinerne Geldhäuser aus denen leere Seelen schauen und sich richtig groß vorkommen, da oben in ihren Büros. *Jeder ist zum mitmachen gezwungen. Fast.* Er läuft weiter. *Warum*

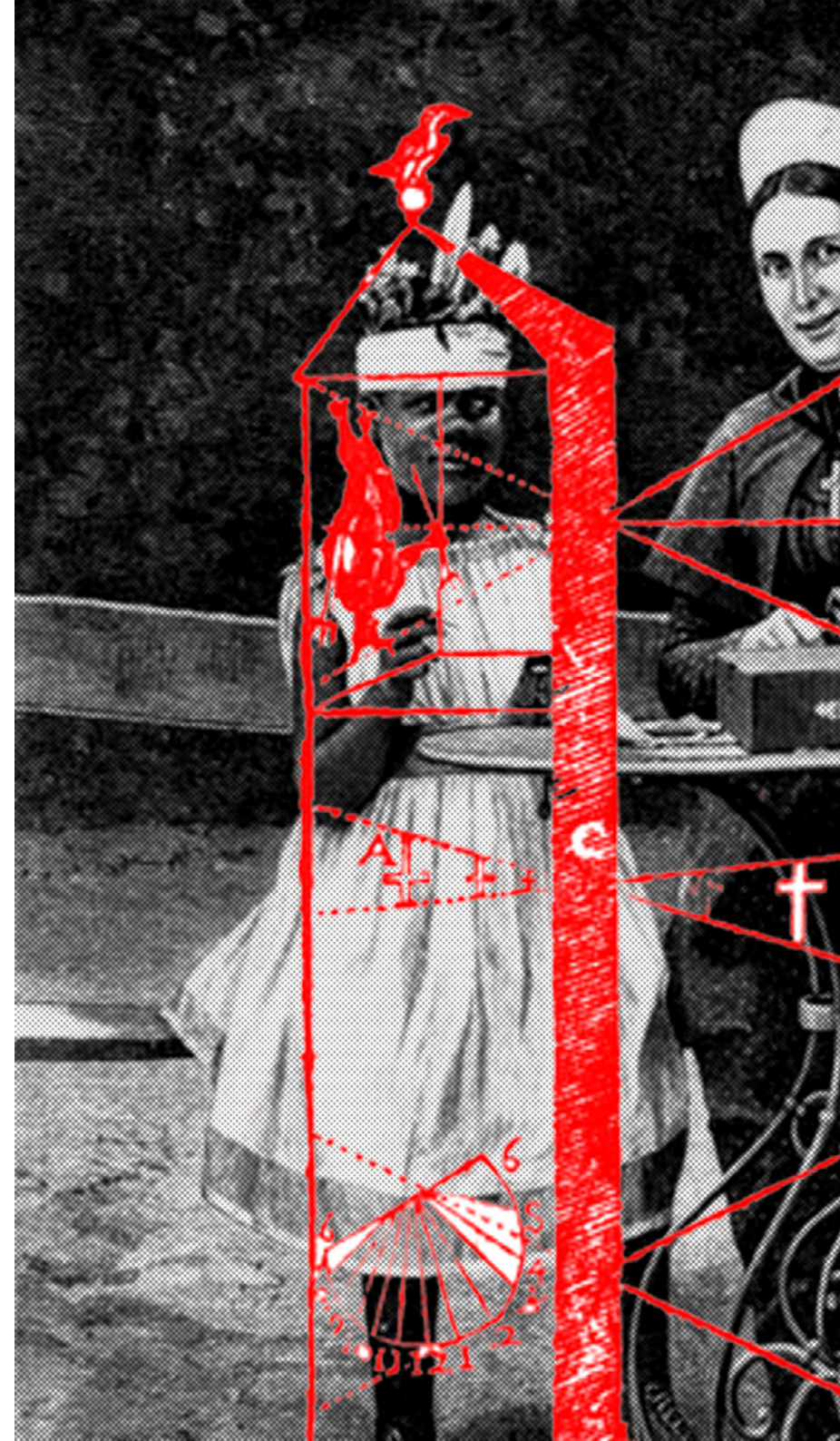


Fortsetzungsgeschichte: Teil I

schimpfe ich den ganzen Tag im Kopf auf andere Leute? Muss an der scheiß Langeweile liegen, vielleicht hab ich aber auch Recht. Das Recht eine scheiß Made zu sein. Ihr scheiß Geld zu nehmen, ihre Währung. Wer ist schon „ihr“ und gegen wen kann ich mich wehren? Wenigstens mache ich nicht mehr mit.

Am liebsten ist Milla oben. Sie findet sich selbst leicht pervers, wenn ihr kleiner, kleinwüchsiger Körper auf dem Typen unter ihr hin und her rutscht. Sie so klein, er so groß. „Ich seh‘ aus wie ein Kind. Oh fuck, ich bin echt krank,“ denkt sie gern. Dann muss Milla immer grinsen, was manche Sexualpartner falsch auffassen.

Fortsetzung folgt ...



Weinlese

Wolfgang Vogel

Frieda und Bertl hatten sich schon die Jahre zuvor kennengelernt. Bertl machte sich jeden Spätsommer auf die lange Zugreise von Hannover nach Bozen. Dieses Jahr schien er die Tochter seines Arbeitgebers von sich überzeugt zu haben.

In der Bildmitte sind der sichtlich angetrunkene Bertl (eigentlich Bertram Hauser) und Frieda mit lockeren Strümpfen zu sehen. Sie war eigentlich eher eine feinere Dame, ließ sich aber von Bertl um den Finger wickeln und trank eine erhebliche Menge an Wein, was ihr im Laufe des Abends noch zum Verhängnis wurde, wovon zum Glück ihr Zukünftiger aber nichts mehr mitbekam.

Der Herr des Hauses, Johannes Breitner hatte schon letztes Jahr die Avancen Bertls beobachtet, fand sich aber schnell damit ab, da Bertl aus einem soliden Haus kam und stets fleißig seine Aufgaben erledigte. So schoss er das Photo und platzierte die jungen Liebenden in die Mitte der Aufnahme.

Das Weinlesefest war bei Familie Breitner immer ein großes Ereignis. Hans, der Sohn der Familie, zeigt stolz den Hasen ins Bild, rückt aber eher in den Hintergrund, neben Frieda und Bertl. Er war nicht besonders geschickt bei der Weinernte und so lernte er beim ansässigen Metzger; ein Handwerk wofür seine Hände wesentlich geeigneter waren.

Die Feier war zum Zeitpunkt der Aufnahme bereits auf dem Höhepunkt. Sie alle tanzten und lachten aber noch bis in den Morgen. Vor allem Matthias Schneidinger aus

Fototext



München und Karl aus einem Dorf in Sachsen (links im Bild). Beide hatten in ihrer Heimat Familien zu ernähren und besserten ihr Gehalt durch Gastarbeit in Bozen auf. Auch sie trafen sich schon seit vielen Jahren und waren richtig gute Freunde geworden. Dem Blick nach scheint der adrette Karl den patenten Matthias regelrecht anzuhebeln.

Das Sofa der Stube war den Frauen der Familie vorbehalten. Unscheinbar am linken Rand hält sich die kleine Weinkönigin Maria neben ihrer Mutter Franziska Breitner auf. Wesentlich ausgelassener feiern die Matriarchin der Familie und ihre Schwester. Sie hatten ihr ganzes Leben für das kleine Weingut gearbeitet und konnten nun getrost ihre Pension genießen. Berta in der gestreiften Schürze war immer etwas zurückhaltend gewesen - nicht jedoch

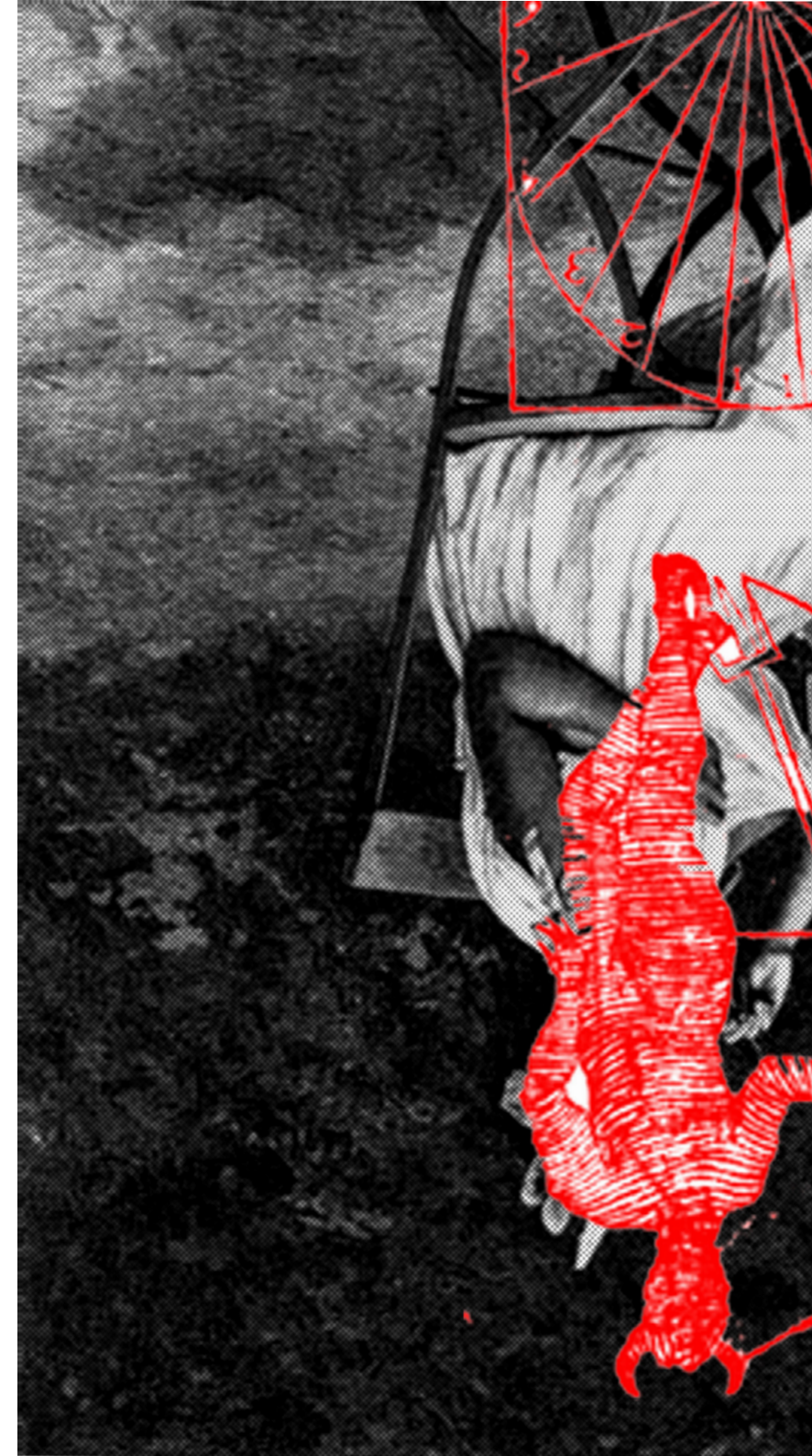


Fototext

wenn es um das Trinken ging. Deswegen war es für sie auch immer so schwierig gewesen, einen Mann zu finden. Sie war die Cousine des Hausherrn und wohnte als Magd mit auf dem Anwesen. Umso neidischer war sie auf ihre Sitznachbarn, die schon seit vielen Jahren eine glückliche Ehe in Koblenz führten und jedes Jahr aus purem Vergnügen nach Bozen kamen. Sie hatten durch einige Erbschaften und Kinderlosigkeit genug Geld, um einen angenehmen Lebensabend zu verbringen, freuten sich aber jedes Jahr auf die Lese bei Bozen und die alten Bekannten.

Zwischen Karl und Frieda sitzt Anton. Niemand kannte ihn so richtig. Er war dieses Jahr das erste Mal dabei und nicht besonders beliebt. Johannes war sehr unzufrieden mit seiner Arbeit gewesen und würde ihn nächstes Jahr nicht mehr zu sich kommen lassen.

Das nächste Fest der Familie sollte die Verlobung und anschließende Hochzeit von Bertl und Frieda sein. Sie fand nicht ganz neun Monate nach der Weinlese statt. Das ganze Dorf sprach noch lange über das Fest und die beiden übernahmen nach langer Krankheit des Vaters das kleine Weingut. Über Kinder ist nichts bekannt.



Hauke, Rabauke

Fabian Bross

Ich erinnere mich noch gut, wie ich damals dastand im zartrosa Kleid, inmitten der Pausenhalle, der warme Herbstwind blies braunes Laub gegen die großen Scheiben. Ich stand da, spielte mit den Fingern in den Haaren und beobachtete das wilde Treiben um mich herum. »Ticker, klicker, klicker«, machten die Würfel auf dem Boden. Überall rutschten Jungs mit kurzen Hosen und meist sowieso schon offenen Knien auf den schweren, kalten Steinfliesen herum. Von allen Seiten hörte man aufgeregtes Geschrei: »Ahh!«, »Mist!«, »Pasch, du arsch!«

Zwischen den spielenden Grüppchen rannten vereinzelt Kinder umher, sodass ich ab und an einen Schritt zur Seite treten musste. Ich weiß nicht mehr, was für ein Spiel das war, das alle spielten, aber sie würfelten, als ob es um ihr Leben ginge und tauschten Karten. Tauschten Karten und, ach ja!, Spielgeld. Raschelnd schoben sie Scheine hin und her. Rote, grüne, blaue und gelbe Scheine. »Du hast sie doch nicht mehr alle!«, der dürre Erik landete mit einem Satz auf seinem Gegenüber, dessen Namen ich leider vergessen habe. Jedenfalls wurde der völlig bleich vor Schreck und begann ganz fürchterlich zu zappeln. »Das ist doch glatter Betrug!«, rief Erik und trommelte mit seinen Fäusten auf die Brust des anderen. Dieser hatte allerdings den ersten Schrecken alsbald überwunden und versuchte nun, sich aus seiner misslichen Lage zu befreien, indem er unbeholfen seinen Oberkörper hin- und herwarf, was den armen Erik ganz schön ins Wanken brachte. »Oooh!« »He da!«, rief eine starke Stimme mit gebieterischem

Tonfall. Alles wurde still, auch die zwei Raufenden hielten inne. Am Eingang der Pausenhalle stand Hauke, die Fäuste geballt, den Blick auf den dünnen Erik gerichtet. Haukes schwarzes Haar wehte wild im Wind, der durch die sich langsam schließende Tür hineinwehte. Er war der stärkste Junge der Schule und ungefähr zwei Jahre älter als die meisten Kinder in der Halle. Außerdem war er der beste Spieler und er wäre vielleicht eines der reichsten Kinder der Schule gewesen, hätten wir Geld gehabt und nicht um Spielgeld spielen müssen. Mit seinem wie immer trotzigem Gesichtsausdruck ging er langsam an den ihn anstarrenden Schülern vorbei, direkt auf den Schulkiosk zu. Man konnte ihm ansehen, dass er seinen Auftritt genoss und sichtlich stolz war, dass alle ihm Platz machten. Nur ich stand noch mitten in seinem Weg.

»Aua!«, schrie ich. Ein stechender Schmerz breitete sich über meine Kopfhaut aus, als mich jemand von hinten gehörig an meinen Zöpfen zog. Als ich mich umblickte, wer mich da so grob behandelte, war ich zunächst sauer auf Anne, die sich als die Übeltäterin herausstellte. Die Einsicht, dass sie mir vielleicht einigen Ärger mit Hauke erspart hatte, ließ meinen Unmut aber sogleich wieder in Dankbarkeit umschlagen, sodass ich sie verlegen anlächelte.

Hauke aber stampfte mit immer schneller und immer größer werdenden Schritten auf den Holzverschlag zu, in dem man die Pausenmilch kaufen konnte. Schulmilch. Auf dem für uns Kleinen extra niedrig gebauten



Tresen stand eine große Tafel auf der jede Menge unverständliche Dinge aufgeführt waren: SchulMBhV §1 Anwendungsbereich: Die Vorschriften dieser Verordnung gelten für die Durchführung der Rechtsakte über die Gewährung einer Beihilfe für die verbilligte Abgabe von Milch und bestimmten Milcherzeugnissen an Schüler in Schulen (Schulmilch). §2 Beihilfeberechtigung: Die Beihilfeberechtigung im Sinne des Artikels 2 der Verordnung Nr. 657 der Kommission mit Durchführungsvorschriften zur Verordnung Nr. 1234 des Rates hinsichtlich der Gewährung einer Gemeinschaftsbeihilfe für die Abgabe von Milch und bestimmten Milcherzeugnissen an Schüler in Schulen (ABl. L 183) ...

Als Hauke am Tresen ankam, stützte er die Handballen auf das helle Holz und schaukelte frech mit einem Bein. Der Tresen wirkte für Hauke fast etwas zu klein gebaut und er stieß mit seinen Ellbogen an beide Enden des Fensters an, aus dem heraus allerlei Vesper und Getränke verkauft wurde. Er besah sich die Süßigkeiten, die rund um ihn herum aufgebaut waren und ignorierte die ältere Frau, die ihn freundlich anlächelte und auf seine Bestellung wartete. »Milch.«, sagte Hauke nach einer Weile knapp. »Schoko, Banane, Erdbeere ...«, erwiderte die Verkäuferin fragend. »Milch, einfach stinknormale Milch!« Sie gab ihm eine der kleinen Milchflaschen, die damals noch aus Glas und noch nicht aus diesem widerlichen Pappkarton waren und streckte ihm die flache Hand hin, um das Geld zu kassieren. Hauke, die Flasche in der Linken, machte eine

überbetont große Bewegung mit der rechten Hand und zog einen blauen Spielgeldschein aus seiner Hosentasche. »Den Rest kannst du behalten.«

Mit einem siegessicheren Grinsen im Gesicht drehte sich Hauke langsam um und trank genüsslich einen Schluck aus seiner Flasche. »So geht's ja nich' mein Kleiner!«, hob die Verkäuferin an und wollte die Hand nach dem Jungen ausstrecken, doch Hauke wirbelte, als er dessen gewahr wurde herum und zerschlug seine Flasche mit aller Gewalt auf dem Tresen, sodass tausende kleinster Glassplitter in alle Richtungen flogen. Mit offenem Mund, starr vor Schreck und einem guten viertel Liter Milch im Gesicht sah ihn die Dame verdattert an. Es war mucksmäuschenstill in diesem Augenblick und alle hielten den Atem an. Ich glaube, dass eine solche Anspannung in der Luft lag, dass man ein Stück hätte herausschneiden können. Selbst Anne, die mich gerade noch geistesgegenwärtig aus Haukes Bahn gezogen hatte, war wie erstarrt. Der dürre Erik, der immer noch auf seinem Schulkameraden lag, hatte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und die Augen weit aufgerissen.

Der einzige, der sich unbeeindruckt zeigte war Hauke. Er sah nach den kleinen braunen Plastikständern, die neben dem Kiosk standen und in die man seine leeren Flaschen zurückstellte. Schließlich nahm er einen davon und schleppte ihn hinter sich her in die Mitte der Pausenhalle, genau dorthin wo ich noch wenige Minuten vorher gestanden hatte. Er kletterte darauf als handle es



sich um ein Podest, wischte sich seinen Milchbart ab und begann mit einem Bündel Spielgeldscheine in der Hand zu intonieren: »Spielgeld legalisieren! Spielgeld legalisieren!« Er rief diesen Satz immer wieder und versuchte mit rhythmischen Auf- und Abbewegungen der Arme die anderen zum Mitrufen aufzufordern. Die sahen ihn jedoch nur erschrocken an und waren still.

Kurz darauf zog ihn die Verkäuferin an den Ohren aus der Pausenhalle. Das war das letzte Mal, dass ich Hauke gesehen habe.



Über die Empfindlichkeit

Elias Kreuzmair

On commence. Die weißen Scheinwerfer der Trambahn nähern sich mir, hell, die roten entschwinden. Das Rauschen der vorüberfahrenden Autos ist ein gleichmäßiges Atmen, erst anschwellend, dann für einen winzigen Augenblick ganz da, dann abnehmend, sich dabei aber vielfach überlagernd ohne Ende, ohne Pause.

Der Blick durch die Scheibe: Häuser, einige erleuchtete Fenster. Der Innenhof ist umgeben von Bäumen, in deren Mitte sich ein Geschäftsparkplatz befindet, auf dem jetzt keine Autos abgestellt sind. Müdigkeit pulst sanft in mir, breitet sich aus von meinen dumpfen gewordenen Augen, meine Haut verschließt sich gegen jegliche Reize von außen.

Verwundung. Das Messer durchschneidet ein Stück Brot auf dem Teller, der vor ihm liegt, es berührt das Brot, das Brotstück gibt nach, das Messer berührt den Teller, ein Knirschen. Ein Glas mit Orangensaft trifft auf den Küchentisch. Ein dumpfes Klirren, das Zerdrücken des Brots mit den Zähnen, Kauen, Speichel und Brot vermischt sich, Schlucken. All das ist ein unerträglicher Lärm, gefesselt, starr sitze ich und kann die Bewegungen kaum verfolgen, die mir gegenüber passieren, dabei sind sie nicht schnell, nicht laut, nicht störend, sage ich mir, versuche ich mich zu überzeugen, aber doch –

Direkt durch die OHREN und AUGEN dringen diese

Essay

Geräusche in mich ein, bezwingen mich, sind kaum auszuhalten in ihrer Unmittelbarkeit, ungeheuer präsent sind sie in mir. Das Krachen des Glases, das Schlucken ein Heruntwürgen, das Kauen als Ausspucken von riesigen Batzen von Schleim, die auf den Boden prallen, sich auf mich zu bewegen, mich einhüllen.

Ein Summen, ein hoher Ton im linken Ohr. Ein Drücken, Brennen direkt hinter den Schläfen. Leise Reize, verstärkt in die Unendlichkeit meines Gehirns meines Kopfes, meiner überreizten Aufnahmefähigkeit zu einem ungeheuren, schlagenden Krach, der mich ekeln lässt vor der Welt.

Alle Körper werden mir plumpe Gehäuse schlürfender, schmatzender, keuchender Monster, die sich mit unendlich langsamen Bewegungen vorwärts schieben und mich dabei unablässig beäugen, mich, dessen Haut dünn ist, durchsichtig fast, so dass ich fürchten muss, dass jeder meiner Gedanken, die mir gerade in diesen Momenten so wertvoll in ihrer ganzen Unklarheit erscheinen, von ihnen in jedem Moment an sich gesaugt wird und mir für immer verloren ist.

Erbeben. All dies sind Momente einer bevorstehenden Geburt, die meine absolute Konzentration erfordert, deren Vorankommen aber unabdinglich mit Einwirkungen von außen zusammenhängt. Gerade deshalb muss mein ganzer Körper bis zur Überreizung gespannt sein, JEDER NERV,



Essay

JEDE VENE, JEDER KNOCHEN MEINES KÖRPERS steht kurz vor der EXPLOSION. Sie alle sind ein Geflecht aus Wörtern, Gedanken, Empfindungen, in einer von mir noch nicht durchschauten Ordnung, auch jetzt im Moment ihres Zu-Papier-Bringens ist diese Ordnung nicht durchschaut. Freilich hält sie keine Ordnung zusammen, eine Ordnung ist nicht nötig, keine Struktur, es gibt nur Berührungspunkte und Wellen, die durch sie fließen und pflügen.

Der Antrieb dieser Bewegungen, die keinen Prozess im eigentlich Sinne, im Ordnungssinne, darstellen, sind kleine Fetzen der Außenwelt, die mir wie winzige Pillen mit einem geradezu magnetischen Sinne für das Problem, den Text, der gerade in den Wehen liegt zufliegen, die ich empfangen in Demut und in einer Überspanntheit, die es mir überhaupt erst ermöglicht, sie aufzuspüren.

Technischer Exkurs. Zur Eröffnung einiger Räume zur besseren Vorstellung der Spielarten der Empfindlichkeit: Jochen Sparbier: *Über die Empfindlichkeit von Messungen der Absorption des Lichtes monochromatischer, verstimmbarer Dioden-Laser*, 1994: „Im Rahmen dieser Arbeit wurde der Nachweis der Wechselwirkung von moduliertem Laser-Licht mit einem Rubidium-Atomstrahl untersucht. Ziel der Untersuchung ist die Messung von geringster Absorption und die Charakterisierung der Faktoren gewesen, die die Empfindlichkeit begrenzen.“

Willy Schuler, katholischer Confession, Sohn der Eheleute Kaufmann Wilhelm Schuler und Hertha Bergmann, 1901: *Versuche über die Empfindlichkeit der spectralanalytischen Reactionen*: „4. Bei Gegenwart von mehreren Metallen beeinflussen sie gegenseitig in spektralanalytischer Beziehung ihre Beziehung ihre Empfindlichkeit und zwar in der Weise, daß beim Übergang von den Leicht- zu den Schwermetallen die Empfindlichkeit der Leichtmetalle immer mehr abnimmt, die Schwermetalle dagegen in demselben Grade immer weniger beeinflusst werden.“

Nichts passendes finden man in folgenden Werken:

- Alfred Wratzke, evangelisch, Preuße, Sohn von Ingenieur Alfred Wratzke: *Über die Empfindlichkeit des Telephons für eine in der Radiotelegraphie gebräuchliche Art der Erregung*, 1914.
- Kurt Henius, Westpreuße, Sohn von Julian Henius: *Über die Abhängigkeit der Empfindlichkeit der Netzhaut von der Flächengröße des Reizobjekts*, 1908.
- Ernst G. Baader aus Todtnau im Wiesenthal: *Über die Empfindlichkeit des Auges für Lichtwechsel*, 1891.

Mit medizinisch-klaarem Blick konstatiert dagegen Otto Kalischer in seiner, ebenfalls 1891 erschienenen Dissertation *Über die Nierenveränderung bei Scharlach*:

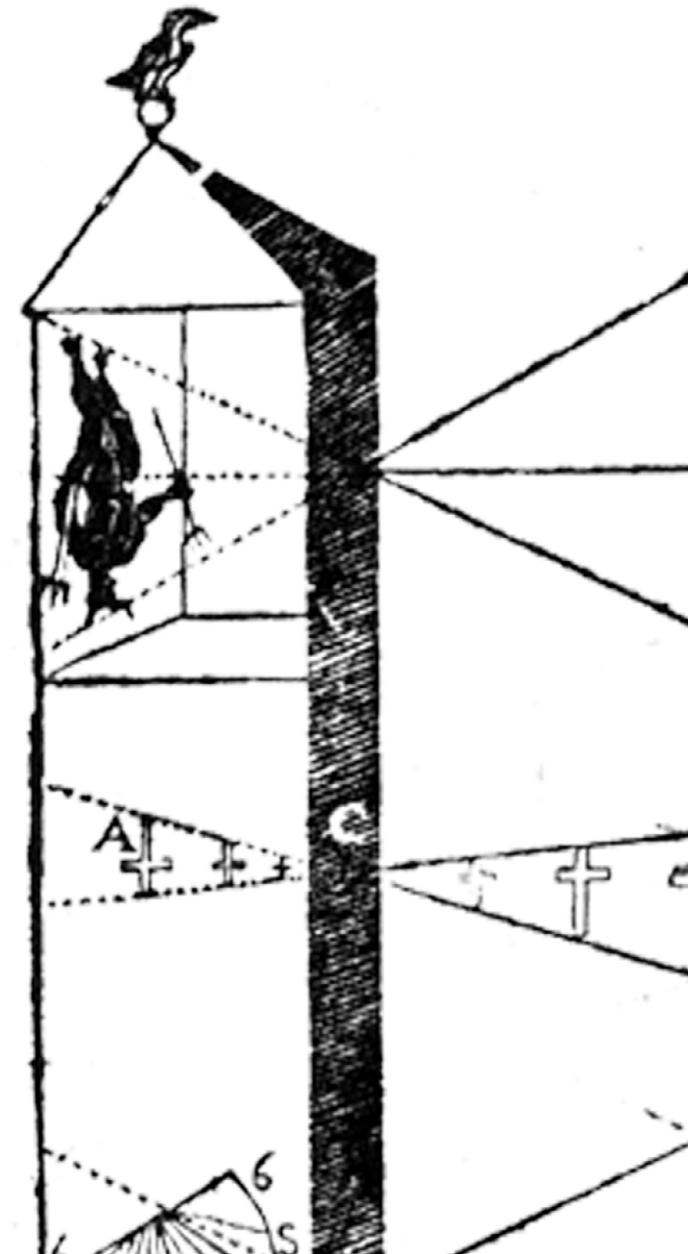
- „1. IV: nachmittags (...) E r b r e c h e n“ (...),
- 2. IV Puls 168. Kollaps. Unruhe. Coma. Tod.“



Essay

Scintillement. Der Rückzug in die Dämmerung, hinter mein Fenster, an den Schreibtisch. Die Nacht wird schwarz, die Sterne flackern, in Gedanken sitze ich und denke bis meine Worte und jene Nacht eins werden. Müdigkeit umgibt mich als sanfter Strom, ein leises Flimmern. Einen Moment noch.

Puis tout disparut.



Fakt und Fiktion – das Ende einer Romanfigur

Markus Michalek

„Gierig habe ich getrunken, früher, in allem war ich gierig. Aber heute weiß ich, dass Maß bewahren eine Tugend ist. Wider besseres Wissen halte ich mich nur selten daran. Ich habe dennoch Größe gezeigt, immer schon, auch wenn das von vielen missverstanden wurde – was kümmert mich das kleingeistige Geschwätz der literarischen Altvorderen und solcher, die meinen, es beurteilen zu können? Und wenn schon, ich verschwende mich, ich schreib, wie ich will, was ich will. Verbieten kann’s mir niemand!“, sagt er und stellt das fast volle Bier auf dem hölzernen Tresen ab; ein wenig zu fest, Schaum tritt über den Rand des Glases, Wut steht ihm ins hochrote Gesicht geschrieben, dabei müsste er fröhlich sein. Glückliche, denn er war vor Jahren in diese Welt geboren worden, heute ist sein dreiundvierzigster Geburtstag. „ich verschwende mich, ihr könnt mich alle!“, in einer einzigen, fließenden Bewegung hebt er sein Glas erneut, kurz könnte man meinen, er würde es irgendjemand ins Gesicht schütten wollen, aber dann besinnt er sich und säuft es, ohne abzusetzen, leer.

Junk. Die Tür aufgestoßen aus der Bar, in die Münchner Nacht hinaus, das Hemd, den hellen Sommerblazer zu-rechtgerecht, er will jetzt zu Silke hin. Die platinblonde Silke, die vor sechs Uhr Abends, vor Schichtbeginn, eigentlich Brigitte heißt. Aber das stört ihn ebenso wenig, wie die Tatsache, dass er längst nicht der Einzige in dieser Nacht ist, für den die Platinblonde ihre nicht mehr ganz jungen Beine weit gespreizt hält. Er nennt sie Schätzchen,

sie antwortet gern mit Liebling. Er gibt ihr Geld, sie streichelt sein dünner werdendes Haar. Er gibt ihr Geld, sie gibt ihm ihre kostbare Zeit. Es ist ein hartes Geschäft, aber fair.

Er hinterlässt: frisch gefüllte, halbleere und leere Gläser und ebensolche Menschen, einen Raum in dunklem Holz; Rauchschwaden voller Gespräche und manchmal nur Teile davon, wenn der Abend lang war und der Suffpegel hoch. Alle in Stadt und Land, die etwas auf sich halten, geben sich hier die Klinke in die Hand; und oft war er dort gewesen, allein, in einer Ecke stehend, schauend, schweigend. In der Hand ein Bier. Sein Gesicht nahm hinter den dicken Brillengläsern eine immer rötlichere Farbe an, je mehr er trank – und er trank gern; daran störte sich niemand, auch wenn es manchen Menschen ab und an unbehaglich war, dass er sie beobachtete; eine Situation womöglich in einem Schriftstück bezeugen könnte. Dass sie vielleicht Eingang fänden, in seine Gedanken, seine Welt. Zur Unterhaltung anderer – über die Jahre wurden aus anfangs Wenigen bald Einige und schließlich Viele. Und er weiß um seinen Ruf, scheut sich nicht, ein gnadenloser Chronist zu sein, wenn etwas geschieht.

In einer schmalen Bogenhausener Seitenstraße, vor dem Panorama spärlich von Straßenlaternen erleuchteter Villenfassaden, wankt er langsam über das abgefahrene Kopfsteinpflaster in einen Lichtkegel. Eine ordentliche



Strecke liegt bereits hinter ihm, er ist schon jenseits vom Fluss und seine vorherige Wut hat er irgendwo ein Stück weiter hinten vergessen. Er pisst unverfroren auf den Gehsteig, dass ihn jemand beobachten könnte – bedeutungslos. Wäre es nicht der kürzeste Weg zu Silke gewesen, er hätte gern einen Bogen um dieses Viertel gemacht. Vorn an der nächsten Ecke muss er links, dann ein Stück weit geradeaus, irgendwann rechts, die Richtung wird schon stimmen – der Instinkt hat ihm immer den richtigen Weg gewiesen, in allen Angelegenheiten. Abgeschüttelt, den Reißverschluss hochgezogen; morgen, wenn erst ausgekatert ist, wird weitergearbeitet, unermüdlich, Zeile um Zeile geschrieben, bis unvermittelt ein Ende erreicht ist. Aber noch vor dem Morgengrauen will er sich endlich an diesen warmen Frauenkörper legen und längst nicht nur der Ruhe halber. Schritt folgt auf Schritt, so tappt er die Straßen entlang.

Die Straße ist breit, mehrspurig und erdacht für schnellen Verkehr, vierundzwanzig Stunden lang. Geschwindigkeitsbegrenzungen sollen Ordnung halten und Unfälle vermeiden. Es gilt lediglich, eine kleine Böschung zu überwinden, danach die Leitplanke, ehe es passiert, dass sich ein Fuß auf den Asphalt setzen lässt.

Fakt: Ein der Öffentlichkeit nicht unbekannter Fußgänger wird einige Schritte später auf der Überholspur von einem LKW erfasst. Fiktion: Der Fahrer erleidet einen schweren

Schock. Fakt: Er weiß nicht, dass der nicht unbekannte Fußgänger betrunken ist, sogar sturzbesoffen. Fakt: Im Polizeiprotokoll wird stehen, dass es sich um einen Unfall gehandelt hat, dass ein anderes, besseres Handeln des Fahrers unmöglich gewesen sei. Fiktion: Dass der Fahrer Schwein hatte und mit einem blauen Auge davon kommt, weil er einige Minuten unter der Zeit lag, ehe er, wie es für gewöhnlich Sitte war, den Fahrtenschreiber manipulieren wollte, davon wird nichts im Protokoll stehen. Fiktion: Manche werden Vermutungen anstellen, ob der Unfall nicht vielleicht doch kein Unfall gewesen sein könnte. Fakt: In den Zeitungen wird stehen, dass es sich um einen tragischen Unfall gehandelt hat, der am 17. Juli 1987 den Tod des Schriftstellers, Dichters, Journalisten Jörg Fauser herbeiführte. Fakt: Ein Land wird Trauer tragen. Fakt/Fiktion: Im Tod wird eine Legende vollends geboren sein.



Myriam

Wolfgang Vogel

Myriam Schneidinger hatte seit einem Monat eine Vollzeitstelle als Kindergärtnerin. Ihre Familie hatte sie schon lange nicht mehr gesehen, da es einige sehr unschöne Ereignisse gab, die das Verhältnis zu ihren Verwandten vereisen ließen. Sie führte seit geraumer Zeit ein Vagabundenleben, weil sie sich an keinem Ort länger aufhalten konnte. In einen grauen VW Polo hob sie ihren ganzen Besitz auf. Viel war das ohnehin nicht: sehr viele Messer und Hacken, die sie für ihre heimliche Leidenschaft benötigte. Diese machten auch den Hauptteil ihrer Habe aus. Myriam wuchs behütet als Einzelkind in einer katholischen Familie auf. Schön früh lernte sie, wie man sich sittlich und anständig verhalten zu hatte. Nach ihrem erfolgreichen Abschluss des Mädchengymnasiums der Benediktinerinnen zu St. Georg in Essen, studierte sie Volkswirtschaft, Mathematik, Biologie, Ingenieurwissenschaften und allerlei andere Fächer. Sie promovierte bereits mit 23 zum Thema „Kannibalismus in der Neuzeit“.

Das Interesse für dieses Thema kam nicht von ungefähr. Schon mit 5 Jahren entdeckte sie, dass sie nicht, wie die anderen Mädchen, gern mit Puppen spielt, sondern viel lieber ihr Puppen aufaß und sich vorstellte, es seien richtige Menschen. Damals wusste sie natürlich noch nicht, was es damit auf sich hat. Als sie 15 war nahm sie all ihren Mut zusammen und erzählte ihren Eltern von ihrer Vorliebe. Diese waren nicht nur wegen ihres Glaubens sehr aufgebracht und sie erhielt von ihrem Vater eine gehörige Tracht Prügel.

Sie verboten ihr daraufhin auch Tierfleisch zu essen, damit sie nicht auf schlechte Gedanken käme. Was die Eltern jedoch nicht wussten, war, dass sich Myriam jeden Tag nach der Schule ein blutiges Steak kaufte, dass sie noch roh verzehrte. Eines Tages, kurz nach ihrem 18. Geburtstag wagte sie den Schritt und verabredete sich mit einem Jungen, dem sie übers Internet Avancen gemacht hatte, an einer Autobahnraststätte. Mit ihren weiblichen Reizen lockte sie ihn abseits ins Gebüsch. Sie gingen in den angrenzenden Wald. Der Junge zog sein T-Shirt in Vorfreude auf den bevorstehenden Akt aus, aber es kam anders als er dachte. Myriam zog das Messer, dass sie der Fleischerei, in der sie jeden Morgen einkaufte, gestohlen hatte und schnitt ihm die Kehle durch. Das Blut spritzte ihr entgegen und in wenigen Minuten war der Körper in viele Stücke geschnitten. Niemand hätte gedacht, dass ein so zierliches Mädchen so schnell so viel essen könnte. Rülpsend lag sie neben den sauberlich abgenagten Knochenhaufen und studierte sein Portemonnaie. Jonas hieß der Junge.

Ihre Eltern waren Betreiber eines Krematoriums und so war es ein Leichtes für sie, die Knochen einfach in einen Sarg zu schmuggeln, ohne dass es auffiel. Seinen Pass hob sie als Trophäe auf, was ihr Markenzeichen werden sollte. Noch Wochen nach ihrer Tat fühlte sie sich überglücklich. Zwar sah sie in den Nachrichten Jonas verzweifelte Eltern und die zahlreichen Polizeiaufrufe, ließ sich aber davon dennoch nicht die Laune vermiesen. Im Gegenteil war sie froh, den Schritt gewagt zu haben. Nun hatte sie im



wahrsten Sinne des Wortes Blut geleckert und konnte sich nicht mehr vorstellen ohne das Ausleben ihrer Triebe zu existieren.

Bis zu ihrem Studium verspeiste sie an die 24 Menschen. Hauptsächlich Jungen in ihrem Alter. Auch an Mädchen hatte sie sich ausprobiert, konnte damit aber wenig anfangen. Sie war Heterokannibalin.

Während ihrer Studienzzeit in Bad Honnef gestaltete sich die Sache für sie erheblich schwieriger, da sie die Knochenreste nicht mehr im Krematorium ihrer Eltern vernichten konnte. Sie vergrub einfach die Knochen oder warf sie eingewickelt in undurchsichtigem Plastik in verschiedene Mülleimer der Stadt. Kurz nach ihrer Promotionsverteidigung rutschte ihr das Herz in die Hose als sie die Regionalsnachrichten sah. Das Skelett eines vermissten Physikstudenten sei aufgetaucht. Zusammen mit seiner Kleidung und seiner Brieftasche sei das Skelett bei Ausgrabungsarbeiten gefunden worden. Der Personalausweis fehle jedoch. Da kein Mensch innerhalb so kurzer Zeit gänzlich verwesen und außerdem menschliche Zahnabdrücke auf einzelnen Knochen gefunden worden seien, gehe man davon aus, er sei einem Kannibalen zum Opfer gefallen. Überwältigt von dieser Nachricht fiel sie in Trance. In diesem Zustand resümierte sie über ihr bisheriges Leben. Sie erinnerte sich an Momente die sie im Säuglingsalter erlebte. Myriam hatte von Geburt an spitze Zähne und biss im 1. Lebensmonat ihre Mutter so stark in die Brust, dass die arme genährt werden musste und als Konsequenz das

Stillen einstellte. In diesem Zustand wurde ihr klar, dass sie nicht wie alle anderen Menschen war, sondern die Bürde ihrer Neigung ihr Leben lange mit sich tragen müsse. Sie wurde wütend auf die Gesellschaft und deren Unverständnis über ihre Vorlieben. Sie sei trotzdem ein Mensch mit Gefühlen und Bedürfnissen, dachte sie. Durch ihren unterbewussten Wutanfall wurde sie wach und machte sich nun auf der Stelle auf die Suche nach Gleichgesinnten im Internet. In einigen Fetisch-Chaträumen und in religiösen Foren fand sie Menschen mit ähnlichen Vorlieben. Letzteres verwunderte sie am meisten, da ihre Eltern ja so strikt dagegen waren und deswegen auch den Kontakt abgebrochen hatten. Noch in der selben Nacht eröffnete sie ein Internetforum, das alle Kannibalen der Welt vernetzen sollte. Außerdem wollte sie dort Pläne schmieden, wie ihre Existenz der Öffentlichkeit mitteilen könnte, sodass sie auch akzeptiert werden würden. Sie nannte das Forum „Liebe geht durch den Magen - Die Philanthropen“. Es erhielt großen Zuspruch in der Szene, die sich bis dahin eher im Untergrund abgespielt hatte. Kannibalen aller Couleur meldeten sich an. Von Hetero- und Homokannibalen aus allen gesellschaftlichen Schichten bis hin zu stillen Bewunderern war alles vertreten. Auch Pädokannibalen – meist aus geistlichen Kreisen – wollten sich einreihen, diese verwies sie aber sofort des Forums, da sie das einerseits moralisch nicht vertreten konnte und andererseits sowohl privat, als auch kulinarisch nichts mit Kindern zu tun haben wollte. Myriam fand einen Internethoster in der



Ukraine, der ihr Unternehmen unterstützte. Sie war sehr stolz, dass sie so etwas Großes aufgezogen hatte, musste jedoch trotzdem die Behörden fürchten, falls herauskommen sollte, dass sie diejenige war, die den Gefundenen getötet hatte. Ihr blieb nichts anderes übrig als das Land zu verlassen. Sie kannte durch ihr Forum genug Menschen auf der ganzen Welt, kündigte ihre Wohnung, spendete ihre Möbel und bepackte ihren VW, der für die nächsten 15 Jahre ihr Hauptwohnsitz sein sollte. Sie bereiste jedes einzelne Land der Welt und lernte viele verschiedene Sorten von Menschen kennen. Ihre Passsammlung wuchs und wuchs. Als sie ihre letzte Reise von Kanada nach Luxemburg antrat war sie froh, wieder in europäischen Gefilden zu sein. Sie hatte sich in den letzten Jahren ausschließlich von Menschenfleisch ernährt und kannte die Unterschiede. Deutsche Küche war ihr am liebsten. So machte sie sich, nachdem sie ihren Bekannten in Luxemburg getroffen und dieser ihr ein vorzügliches Mahl aufgetischt hatte, auf nach Deutschland. Sie beschloss, sich in Leipzig niederzulassen. Aus dem Forum wusste sie, dass dort die Gesetze am liberalsten waren. Auf ihrer Weltreise hatte sie eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Fast täglich sah man in den Nachrichten, dass wieder Funde getätigt wurden von Menschen, die Kannibalen zum Opfer gefallen waren. Myriam sah Freunde, mit denen sie sich getroffen hatte, ein Glas Wein trinken und schön essen war, die verurteilt wurden. Sie hatte Angst und war zugleich furchtbar

wütend auf die Gesellschaft, dass diese ihren Lebensstil einfach immer noch nicht akzeptieren konnte. „Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter“, rief sie empört vor dem Fernseher, als ihr guter Freund Richard aus Austin, Texas zum Tode verurteilt wurde. Myriam fürchtete auch um ihr Leben. Ob dieser Melancholie, die sie verspürte, beschloss sie, ihre Eltern zu besuchen. Sie wollte reinen Tisch machen. Als sie nach fünfstündiger Fahrt in einem Vorort von Essen ankam sah sie schon von weitem die Schornsteine des Krematoriums brennen. Nun wurde ihr etwas mulmig, aber sie nahm allen Mut zusammen und schellte an der elterlichen Haustüre. Ihre Mutter öffnete die Tür und konnte ihren Augen kaum glauben. Ihre Tochter stand nach über 20 Jahren mit blutverschmierten Mund vor der Tür. „Kind, bitte wasch deinen Mund, bevor dein Vater dich so sieht“, waren die ersten Worte, die Myriam von ihrer Mutter hörte. Sie tat, wie ihr befohlen. Frisch gesäubert nahm Hertha Schneider ihre Tochter lange in den Arm und begann zu schluchzen: „Kind, wir hatten ja so Angst um dich, was man jetzt immer in den Nachrichten sieht, damit hast du doch nichts zu tun, oder? Du bist doch nicht so eine? Nein, mein Kind, so haben wir dich doch nicht erzogen!“ Myriam sagte nichts. Die Mutter deutete das Schweigen richtig und begann fürchterlich zu weinen, bis Myriam sie ohrfeigte und sie wieder zu Besinnung kam. „Komm in die Küche Kind, hast du Hunger?“, sagte die Mutter. Weil ihre Tochter nicht antwortete und die Mutter die Tragweite ihrer Frage erst jetzt verstand,



fügte sie hinzu: „Ich hab frischen Hackepeter!“ Myriam erfuhr, dass ihr Vater bettlägerig sei. Er hätte eine schlimmer Rauchvergiftung im Krematorium abbekommen und sich davon nie mehr richtig erholt. Myriam hätte ihn sehr verletzt mit dem, was sie getan hätte, aber er spräche oft von ihr und wünsche sich immer, sie wieder zu sehen. Nach dem Essen machte sich die Tochter auf, ihren Vater zu sehen. Beide weinten, als sie sich sahen. Myriam erzählte von ihren Reisen und Roland Schneidinger hörte gebannt zu. Er war stolz auf seine Tochter, dass sie einen so guten Abschluss gemacht hat und die ganze Welt bereist hat. Er sagte zu ihr: „Myriam, mein liebes Kind, ich weiß, es wurden viele schlimme Dinge gesagt, aber ich sehe, dass du dein Leben im Griff hast. Du bist eine bewundernswerte Frau geworden. Du musst wissen, dass wir eine andere Generation sind, die so etwas nicht kannte und deswegen so ablehnend war. Ich habe meine Meinung geändert und werde von nun an akzeptieren, wie du lebst.“ Myriam konnte nicht glauben, was sie soeben gehört hatte. Sie versprach, ihren Vater zu pflegen und ihrer Mutter unter die Arme zu greifen, die das Krematorium nun alleine schmiss. Berührungsängste mit Toten hatte sie nämlich keine. Ein Jahr arbeitete sie im elterlichen Betrieb mit. Beim Herrichten der Toten naschte sie hie und dar, was ihre Mutter zwar mit Argwohn beobachtete aber tolerierte. Während ihrer Arbeit mit den Toten hatte sie eine Idee für ein Franchise-Fastfood-Unternehmen, welches sie aber nie umsetzen konnte.

Am 25. August, genau ein Jahr, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt war, verstarb ihr Vater. Myriam war untröstlich. In der Nacht vor der Kremation Roland Schneidingers schlich sich seine Tochter in den Trakt des Hauses, der die Toten beherbergte. Sie ging zum Sarg ihres Vaters, öffnete ihn und strich ihm über die Wange. Weinend verzehrte sie ihn und erwies ihm auf ihre Art die letzte Ehre. Sie wusste, dass es gut war. Gestärkt schloss sie den Sarg wieder und ging in ihr altes Jugendzimmer, um sich schlafen zu legen. Um acht Uhr morgens hörte sie einen gellenden Schrei aus dem Krematorium, rannte die Treppen hinab und sah ihre Mutter verzweifelt vor dem geöffnetem Sarg ihres Mannes stehen. Myriam schwante böses. Die Mutter drehte sich mit gefletschten Zähnen zu ihr um. „Du miese Kuh! Dein eigener Vater. Meinst du, du bist die erste Kannibalin auf der Welt? Was fällt dir ein? Ich reiße dir den Schädel ab! 40 Jahre habe ich mich zusammengerissen und meine Triebe unterdrückt. Auf meinen Mann gewartet!“ Die Lage schien eindeutig. Myriams Mutter war ebenfalls Kannibalin. Irgendwoher musste das Kind es ja haben. Die Tochter bekam es mit der Angst zu tun. Sie sprang in ihr Auto und sah ihre Mutter nie wieder. Enttäuscht und verärgert, dass ihre Mutter sie so lange angelogen hatte, fuhr sie zurück nach Leipzig, wo sie immer noch die Wohnung angemietet hatte. Sie leerte ihren Briefkasten und ging nach oben, wo sie sich auf das Sofa saß und fern sah um etwas Zerstreuung zu finden. Trotzdem dachte sie immer wieder an die Geschehnisse: „Es ist



mir also angeboren...mein ganzes Leben belogen...dieses Miststück...“

Die Jahre vergingen und Myriam hielt sich mit Aushilfsjobs über Wasser. Obwohl sie einen sehr Qualifizierten Abschluss hatte, war sie erstens zu lethargisch, sich in dieser Richtung zu bewerben, zum andern hatte sie Angst, sie würde in dieser Öffentlichkeit auffliegen, schließlich hatte sie ja über Kannibalismus promoviert. So beschloss sie, sich eine unauffällige Arbeit zu suchen und prompt wurde sie als Kindergärtnerin engagiert. Sie galt als sehr beliebt und liebevoll. Niemand ahnte etwas von ihrem Doppelleben. Sie musste jedoch aufpassen. Immer mehr Fälle von Kannibalismus wurden öffentlich und bestraft. Einerseits ein Zeichen, dass es viele Menschen mit dieser Neigung gab und es die Gesellschaft vielleicht zum Nachdenken bringt und Kannibalismus vielleicht ähnlich wie Homosexualität akzeptiert werden wird, andererseits wurde es immer gefährlicher für sie. Da bekam sie plötzlich ein Angebot von der Leipziger Mafia. Es war weniger ein Angebot als eine Erpressung. Sie hätten einen Tipp bekommen, dass sie die weltweit führende Reaktionär-Kannibalin sei. Myriam rutschte das Herz in die Hose. Woher wüssten dies Menschen davon? Das Angebot, das sie ihr machten, konnte sie jedoch nicht ablehnen. Die Leipziger Mafia versprach ihr, niemanden davon zu erzählen und ihr pro Job 3000€ zu geben, wenn sie die frisch Ermordeten aufesse. „Und die Knochen?“ fragte Myriam. „Das lass mal unsere Sorge sein, Schätzchen“, sagte der breitgebau-

te Mafiosi Michael. Myriam willigte zu ihrem Zweitjob ein. Als Tarnung wollte sie sich die ohnehin leichte Arbeit als Kindergärtnerin behalten. Sie führte von nun an ein sehr gutes Leben. Sie schwelgte förmlich in Luxus, da die Leipziger Mafia nicht lange fackelte. Innerhalb dieses „Verbandes“ stieg sie immer weiter auf. Sogar der Boss lud sie zum Dinier und sie verstanden sich prächtig. Bald erhielt sie eine Gehaltserhöhung.

Als Myriam eines Tages vom Kindergarten nach Hause kam, sah sie im Fernsehen, einen Bericht, über eine etwa 60jährige Frau aus einem Vorort von Essen, die sich als Prostituierte ausgab, jedoch jeden ihrer Freier verspeist und die Reste im eigenen Krematorium verbrannt hatte. Myriam sah, wie sich ihre Mutter unter einem Tuch versteckte, während sie zum Gerichtssaal schritt, umringt von Kameras. „Die ist ganz schön auf die schiefe Bahn geraten“ dachte Myriam und schaltete um, da sie seit ihrer wöchentlichen Sitzung beim Psychologen mit ihren Familienverhältnissen relativ neutral umgehen konnte. Ihr knurrte der Magen als sie eine Sendung über Menschen sah, zumal, da sich die Mafia schon acht Tage nicht gemeldet hatte. Sie beschloss, sich in einen Sexchat zu begeben und sich eine schöne Mahlzeit zu suchen. Sie wurde schnell fündig, da sie trotz fortgeschrittenen Alters noch umwerfend gut aussah und verabredete sich in einer Stunde an einem abgelegenen Ort. Sie traf auf einen sehr gepflegten und gut aussehenden Mann. Sie fühlten sich sofort zueinander hingezogen. Ein Gefühl, das Myriam nicht



kannte, ihr wurde ganz schummrig. Sie zog langsam ihr Messer und just als sie ihn töten wollte und sie auf seine Kehle abzielte, traf das ihrige auf ein anderes Messer genau in der Mitte zwischen den beiden Personen. Beide starren sich an und stottern: „Bist...“ „Bist du etwa auch...“ „Kannibale?“ Sie müssen herzhaft lachen und setzen sich. Myriam fällt ein Witz ein, den sie sich jedoch nicht laut erzählen traut: „Sagt der Kannibale zu seinem Rendezvous auf dem Rückweg: ‚Darf ich dir meinen Arm anbieten?‘“ sagt sie: „Nein, ich habe schon gegessen““ Myriam musste schmunzeln. Sie setzten sich und starteten eine Unterhaltung über ihre Neigung und wie sie damit zurechtkommen würden. Im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, dass sie sich bereits früher auf Miriams Forum getroffen hatten und er ein großer Bewunderer von ihr war. Der von Thomas mitgebrachte Wein tat sein übriges. Sie knabberten sich gegenseitig an den Ohren bis Blut lief...

Als eine Passantin am nächsten Morgen die Straße entlanglief, traute sie ihren Augen nicht. Es lagen zwei völlig abgenagte menschliche Skelette in einem Hinterhof. Nur die Köpfe waren noch teilweise vollständig. Die Polizei und Gerichtsmediziner gingen davon aus, dass es sich hierbei um den seltenen Fall eines Sexualaktes eines Kannibalenpaares gehandelt haben muss. Der Fall wurde sehr berühmt und die Öffentlichkeit wurde, gerührt durch diese Geschichte, sehr liberal gegenüber Kannibalen. Aus der ganzen Welt kamen Myriams Freunde und legten Blumen und Körperteile auf ihrem Grab ab. Auf dem Theaterplatz

in Essen wurde ihr eine Statue errichtet und so wurde Essen das Mekka für Kannibalen der ganzen Welt. Freilich fühlten sich die übrigen Bewohner der Stadt, die sich noch etwas daran gewöhnen mussten, bedroht, lernten aber damit umzugehen und eröffneten zahlreiche Metzgereien. Der Schwarzmarkt mit Mensch florierte in den Hinterzimmern und machte die Stadt reich. Auch die Gesetze wurden gelockert. Ein bahnbrechendes Unternehmen, das gestartet wurde, stammt ebenfalls aus Essen. Man fand die Idee in Myriams Tagebuch. Die Kannibalenbestattung, wie sich die Form nannte, machte in Essen inzwischen 80% der Beisetzungen aus. Sie war deswegen so erfolgreich, weil so gut wie keine Kosten für die Hinterbliebenen entstanden. Das Unternehmen expandierte und bot auch Sterbehilfe an. Die Nachfrage war sehr groß.

Essen als Pionierstadt für Menschekulinarik sollte bald als Vorbild für die ganze Welt dienen. Myriam Schneidinger hatte die Welt zu einem besseren Ort gemacht. Sie wird immer als Heldin gefeiert werden. Jährlich finden in allen großen Städten der Welt Umzüge zum Gedenken Myriams statt. Sie sollen auch die Gesellschaft wachrütteln, da es immer noch konservative Stimmen gibt, die Kannibalen verurteilen. Lasst uns im Sinne Myriam Schneidingers uns für die Rechte der Kannibalen einsetzen und kämpfen! Für eine bessere Welt!



IMPRESSUM:

Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Anschriften:

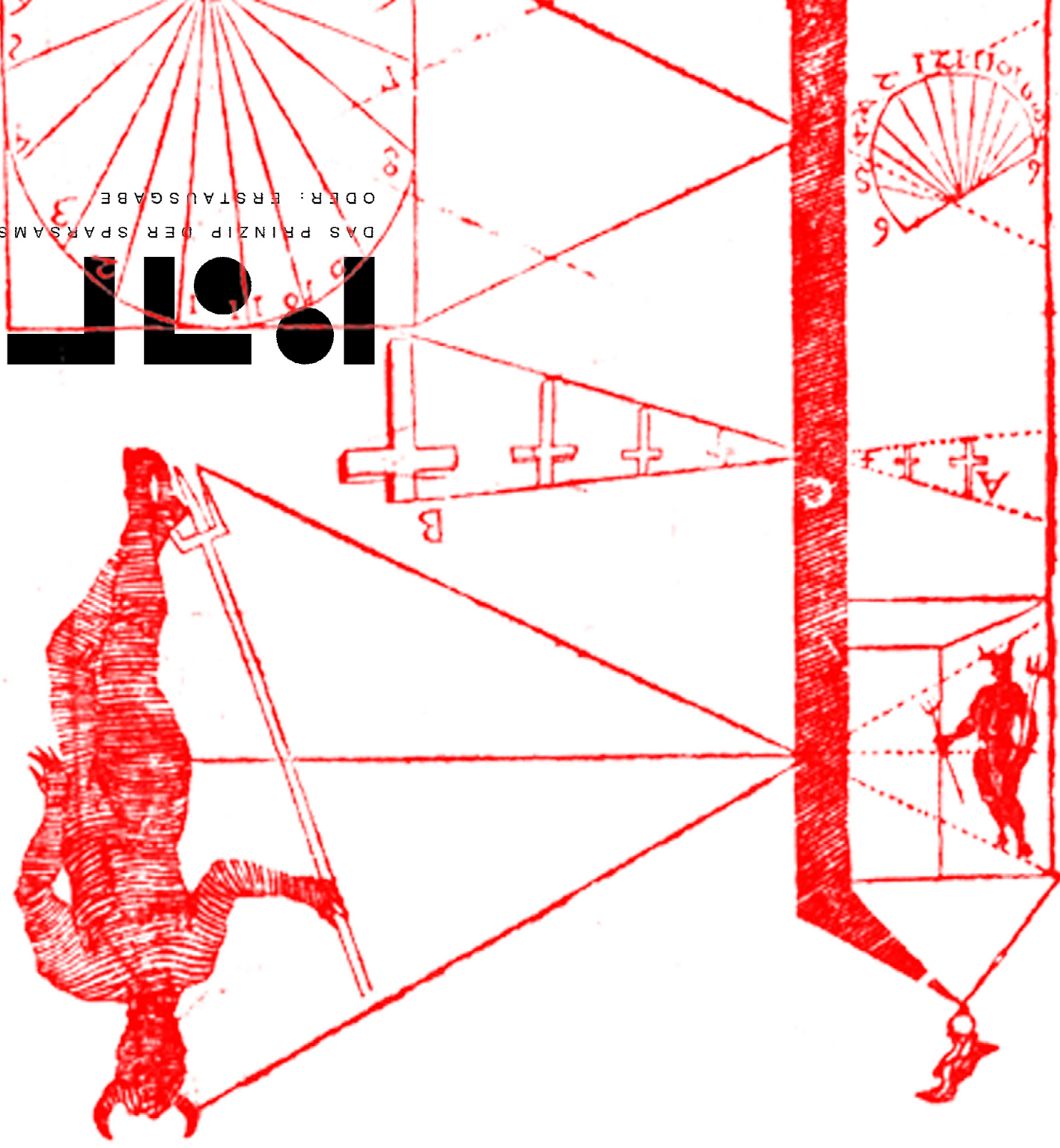
Fabian Bross
Schwarzenbergstr. 87
89081 Ulm
fisimatenten[youknowit]gmx.de

Elias Kreuzmair
Bergmannstr. 4
80339 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr im Assessmentcenter auf:
www.parsimonie.de

info[youknowit]parsimonie.de





DAS PRINZIP DER SPARSAMSTEN ERKLÄRUNG
ODER: ERSTAUSSGABE

iloli